

## „Sich im Wolfsrudel durchzusetzen, habe ich auf der Hauptschule gelernt“



Foto: Charlotte Beck

Wenn Jürgen Tölle von Fotografie, Malerei und seinen eigenen Ausstellungen erzählt, die letzte zum Thema „Demokratie“, dann kann man sich kaum vorstellen, dass seine berufliche Tätigkeit so ganz anders ist. Die Zeiten, in denen er sich mit organisierter Kriminalität, Waffen- und Drogenhandel oder Massenschlägereien auseinandersetzen musste, sind zum Glück vorbei. Heute ist er zuständig für das Controlling bei der Polizei und schult Führungspersonal.

„Ich sah als 19-Jähriger aus wie 15“, erzählt er von seinen Anfängen bei der Polizei und kann heute darüber lachen, wie es ihm damals schwergefallen sei, sich gegenüber den Luden in Köln durchzusetzen. Dabei wurden die Grundlagen für seine Berufswahl früh gelegt. Denn sein Vater war im Nachkriegsdeutschland selbst bei der Polizei, und der kleine Jürgen mopste ihm schon im Alter von 5 oder 6 Jahren Teile seiner Uniform und regelte damit selbst den Verkehr. Er fand es völlig unverständlich, weshalb man ihn nicht arbeiten ließ.

Leider zeigte er dann als Schüler nicht unbedingt überragende Leistungen. Deshalb war die Bewerbung bei der Polizei auch erst beim zweiten Versuch erfolgreich. Damals war die Ausbildung noch ganz anders und er musste sich mühsam auf dem zweiten Bildungsweg weiterbilden. Das erklärt auch seine ganz eigene Sicht zum Thema Respekt, den man sich erarbeiten müsse. Heute ist bei Polizeischülern Abitur Standard. Früher war das anders: „Das Überleben, sich im Wolfsrudel durchzusetzen, habe ich auf der Hauptschule gelernt.“

Viele Abiturienten müssten sich Respekt nicht verdienen, weil es in deren Kreisen normal sei. Folglich gebe es ein Problem, wenn sie auf Menschen mit anderem soziokulturellen Hintergrund stießen. Da mag die Ausbildung an ihre Grenzen stoßen. Denn natürlich lässt sich vieles argumentativ klären, aber eben nicht alles. Christlichkeit, Gerechtigkeit, die Fähigkeit, verzeihen zu können, und Fairness seien seine Grundmaximen, sagt Jürgen Tölle. Dabei weitet seine künstlerische Ader noch den Horizont und prädestiniert ihn für beratende Tätigkeiten.

## „Im Fernsehen machen sie das aber anders“



Foto: Charlotte Beck

Wenn Bastian Stehr nach dem Nachtdienst noch lange Berichte schreiben muss, weil vielleicht wieder ein Betrunkener randaliert und herumgepöbelt hat und inzwischen seinen Rausch im Gewahrsam ausschläft, dann kommt es vor, dass er über die Gleichgültigkeit in der Öffentlichkeit nachdenkt. „Man nimmt die Beleidigungen und Bedrohungen dieser Menschen schon gar nicht mehr wahr“, sagt der 31-jährige Polizeibeamte über solche Einsätze, die nicht selten in körperliche Auseinandersetzungen münden.

Zu seinen Aufgaben als Polizist gehört es auch, jugendliche Ladendiebe an ihre Eltern zu übergeben. In solchen und ähnlichen Fällen wünscht er sich mehr Zeit für Gespräche und präventive Maßnahmen, zum Beispiel in Zusammenarbeit mit dem Jugendamt, was ohne zusätzliches Personal aber kaum zu leisten ist. „Motivation durch Respekt“ ist ihm wichtig, etwas, das mit Geld nicht aufzuwiegen ist.

Nach anfänglichen Berufswünschen von Feuerwehrmann über Archäologe bis hin zum Rechtsanwalt ist er nun schon neun Jahre im Polizeidienst beschäftigt und zieht das vorsichtige Resümee, dass sich die Qualität der Anfeindungen geändert habe. Dazu trügen wohl auch Fernsehserien bei. Die Menschen hätten den Eindruck, die Polizei zu kennen. „Im Fernsehen machen sie das aber anders“, laute inzwischen eine gängige Floskel.

Dabei, das fällt sofort auf, wirkt Bastian Stehr zumeist ruhig und gelassen. Das kommt ihm auch zugute, wenn er zweimal jährlich Kinder- und Jugendfreizeiten über mehrere Wochen begleitet. „Früher“, sagt er, „habe ich Rugby gespielt.“ Eine Verletzung war die Ursache für den Wechsel der Sportarten, heute schwimmt und läuft er viel und hält sich im Studio fit. Und dann ist da noch seine Vorliebe für anspruchsvolle Brettspiele, die über Risiko oder Monopoly hinausgehen. Die komplexen Strukturen dieser Spiele findet er nun auch in seinem Beruf wieder. Irgendwie passt das alles zusammen.

## Der Verteidiger



Foto: Charlotte Beck

„Was du nicht willst, was man dir tut, das füge auch keinem anderen zu.“ So einfach es klingt, so schwierig scheint die Umsetzung. Simon Kaminski jedenfalls hat dieses Prinzip schon früh gelernt und beherzigt es. Man nimmt ihm ab, dass ihm gesellschaftlicher Respekt fehlt und er nicht nachvollziehen kann, weshalb manche Menschen der Polizei so ablehnend gegenüberstehen.

Dabei war gerade sein Wunsch, Menschen zu helfen, eine wichtige Motivation, sich für diese Laufbahn zu bewerben. Hubschrauberpilot wollte er ursprünglich werden oder noch früher Künstler. „Auf die Idee, zur Polizei zu gehen, hat mich auch mein Fußballtrainer gebracht“, sagt er. Das war damals, als er noch in Lemgo spielte, als Verteidiger, der auch mal nach vorne prescht, wenn sich die Chance zu einem Kopfballtor ergibt.

Fußball ist noch immer seine Leidenschaft, falls er die Zeit dazu findet: Als Kommissar in der Hundertschaft hat er über 400 Überstunden aufgebaut. „Damit habe ich aber lange nicht die meisten“, setzt er hinzu. Und dann erzählt er, von seiner Ausbildung und dem Praktikum in der Wache, von den Einsätzen bei Fußballspielen und Demonstrationen. Auch als Polizist verteidigt er, und zwar die Werte der Gesellschaft. Dabei muss man einiges wegstecken, etwa die Verletzung durch eine Flasche, die als Wurfgeschoss aus der Menge sein Jochbein traf. Das hätte im wahrsten Sinn des Wortes auch ins Auge gehen können.

In jedem Satz spürt man die Hingabe zu seinem Beruf. Dazu passt seine Aussage, trotz der Anfeindungen, mit denen Polizisten konfrontiert sind, weiter mit Freude zur Arbeit gehen zu wollen. Dass der 30-Jährige heil von seinen Einsätzen zurückkommen möchte, ist mehr als nachvollziehbar. Selbstverständlich ist es allerdings nicht.

## „Ich fand Papas Geschichten einfach spannend“



Foto: Charlotte Beck

Schon als Kind, erzählt sie, hätte sie darauf geachtet, dass die Schippchen im Sandkasten gleichmäßig verteilt sind. Bei so viel Hang zu Recht und Gerechtigkeit kann man eigentlich nur Schiedsrichterin werden. „Ich pfeife bis zur Regionalliga der Herren und bei den Damen auch international“, sagt Vanessa Arlt, die deshalb schon in Norwegen im Einsatz war. „Das tut den Männern richtig gut“, fügt sie in Bezug auf ihre Tätigkeit als Schiedsrichterin bei Herrenspielen hinzu.

Und wer weiß, vielleicht wäre das Maß an Gerechtigkeit schon erfüllt gewesen, wäre ihr Vater nicht bei der Polizei gewesen. Eigentlich habe sie ja Tierärztin werden und auf einem Bauernhof leben wollen. So aber war der berufliche Weg fast vorgegeben. „Ich fand Papas Geschichten einfach spannend“, sagt sie.

Nach ihrem Studium war sie tätig im Streifendienst, in der Hundertschaft und arbeitet inzwischen in der Pressestelle. Dabei sind es die vermeintlichen Kleinigkeiten, die sie zu schätzen weiß: der demente ältere Mann, den sie nach Hause gebracht hat, oder die Kinder, die Blaulicht sehen wollen und die Arbeit der Polizei wertschätzen.

Aber natürlich gibt es auch andere Begegnungen, „wo erst mal gemault und das Gefühl vermittelt wird, unerwünscht zu sein, obwohl man noch gar nicht gesagt hat, worum es geht“. Wie etwa die Sache mit dem Radler ohne Licht. Da habe sie nur darauf hinweisen wollen, dass man ihn schlecht sehen könne, von Verwarnungsgeld war noch gar nicht die Rede. Bedrohungen oder körperliche Übergriffe habe es aber bisher nicht gegeben, sehe man von den üblichen Pöbeleien bei Fußballspielen ab. Dennoch wünscht sich die Kommissarin Empathie, Selbstreflexion, Vertrauen und Respekt in der Gesellschaft, was zweifellos das Miteinander (noch) einfacher machen würde.

## „Ich möchte mal zur Kripo und den größten Fisch der Welt fangen“



Foto: Charlotte Beck

Beim Aufräumen des Kellers hat Sencan Derinalp einen Zettel wiedergefunden, auf den er als Kind genau diesen Satz geschrieben hat: „Ich möchte mal zur Kripo und den größten Fisch der Welt fangen.“ Die Weichen dafür sind nun gestellt. Der 25-jährige Deutschtürke befindet sich zurzeit in der Polizeiausbildung an der Fachhochschule.

Falls er dann noch Zeit hat, fährt er zum Angeln nach Holland. „Am liebsten Raubfische, Hecht oder Zander“, sagt der charismatische junge Mann, der durch seine ruhige, gewinnende Art beeindruckt. Wenn er dann von seiner letzten Praktikumsphase bei der Autobahnpolizei erzählt, plastisch von Vollsperrung und Rettungshubschrauber, oder seinen Dolmetschertätigkeiten im Dienst, wird deutlich, welch ein Gewinn er für die Polizei ist.

Dabei hat Sencan Derinalp etwas gebraucht. Denn der erste Einstellungstest war nicht erfolgreich. Ein zwischenzeitliches Studium in „creative technology“ hat er abgebrochen, weil es ihm zu technisch war, und schließlich absolvierte er zunächst eine Ausbildung als Industriekaufmann. Endlich aber klappte es dann doch. Natürlich waren seine Eltern stolz, als er in Köln mit einigen tausend anderen Polizeischülern vereidigt wurde.

Wenn er dann davon erzählt, dass er sich in dem Beruf auch in 30, 40 oder 50 Jahren noch wohlfühlen will, passt das einfach. „Am liebsten im Wach- und Wechseldienst im Ruhrgebiet“, entgegnet er auf die Frage, wo er nach seiner Ausbildung am liebsten tätig sein wolle. Aber im Oktober beginnt sein mehrwöchiges Praktikum bei der Kripo. Und da kommt der alte Zettel aus dem Keller wieder ins Spiel.



## „Es ist ein besonderes Gefühl, wenn du im Einsatz jemanden glücklich machen kannst“



Foto: Charlotte Beck

„Es war eine harte, aber verdammt wertvolle Zeit“, sagt Nadja Depping über ihre Arbeit im Kriminalkommissariat 12, dort, wo es um die Aufklärung und Verfolgung von Sexualdelikten geht. „Ich glaube, dass das ebenso wichtig ist wie das, was auf der Straße passiert“, sagt die junge Kommissarin. Mit Opfern von Vergewaltigungen hat sie gesprochen, mit Frauen und Kindern. „Die Menschen sind dankbar und geben einem ein Feedback“, ergänzt sie. Im Streifendienst sei das dagegen nur selten der Fall.

Nadja Depping hat gelernt, sich durchzusetzen. Immerhin kommt sie aus einem behüteten Elternhaus. „Meine Mutter hat mehr als einmal geschluckt, als ich ihr meinen Berufswunsch offenbarte.“ Gesagt habe sie aber nichts und erst kürzlich festgestellt: „Das hätte ja eh nichts geändert.“ Dort, wo die junge Kommissarin ihren Dienst ausübt, gehören Beleidigungen zum Alltagsgeschäft. „Schlampe und Hure ist normal“, sagt sie, wirkt dabei aber keineswegs resigniert. Wenn sie angespuckt wird, ist der Bogen für sie allerdings überspannt: „Das ist absolut entwürdigend.“ Sie schildert einen Fall häuslicher Gewalt, wobei sie „einen fixierten Herrn im Streifenwagen angeschnallt habe“. Dieser hätte ihr bei der Gelegenheit direkt ins Gesicht gespuckt.

Es spricht für die junge Frau, dass sie selbst hier von einem „Herrn“ spricht. Natürlich fällt das schwer, doch die polizeiliche Arbeit muss ja getan werden. Zum Glück gibt es auch andere Seiten. Und da kommt Nadja Depping auf ihre Zeit im KK 12 zurück. Es gebe dort einen Bereich mit Spielzeug für die missbrauchten Kinder, erzählt sie und erinnert sich an ein kleines Mädchen, für das sie selbst gar nicht zuständig war. Als sie einen Blick in das Zimmer warf, fragte das Mädchen: „Spielst du mit mir?“ Die Beamtin nahm sich eine halbe Stunde Zeit, baute mit Puppen Nähe und Vertrauen auf. „Es ist ein besonderes Gefühl, wenn du im Einsatz jemanden glücklich machen kannst“, sagt sie.

Wenn es tatsächlich so kommt, wie sie es sich wünscht, soll ihr Weg wieder zurück ins Kriminalkommissariat 12 führen. Dann wird sie auf jeden Fall eine Möglichkeit brauchen, die hohe psychische Belastung, mit der sie dort konfrontiert ist, zu kompensieren. Reiten, joggen, Thaiboxen, Skifahren – es gibt kaum einen Sport, den die Kommissarin nicht ausübt. Als Ausgleich scheint das sehr gut gewählt.

## Die „Feuerpolizei“



Foto: Charlotte Beck

„Bahnunfälle, Suizide, da komme ich mit klar“, sagt Thomas Feldhaus, „aber schwere Kindernotfälle, die setzen einem zu.“ Dann erzählt der Feuerwehrmann von Anaphylaxie, einer akuten allergischen Reaktion, die zum Tod führen kann. Es ist diese notfallmedizinische Seite seines Berufes, die ihn besonders anspricht. In Zukunft wird er als Praxisanleiter für die Ausbildung der Notfallsanitäter\*innen zuständig sein.

Thomas Feldhaus nennt die Dinge beim Namen. „Das Drumherumgelaber ist nicht meins“, sagt er, und seine Frau Sarah kann sich ein Lächeln nicht verkneifen. Sie hat selbst genug zu erzählen, denn die Polizeibeamtin ist im Wach- und Wechseldienst einiges gewöhnt. „Am ersten Tag nach meiner Elternzeit“, sagt die zweifache Mutter, „haben wir das Jugendamt begleitet, um die Kinder eines Drogenabhängigen in Obhut zu nehmen. Das Heroin lag noch auf dem Tisch, und die Kinder hatten später nur Angst, dass ihr Vater wiederkommt.“ Kein Wunder, dass Thomas Feldhaus unumwunden einräumt: „Ich will, dass meine Frau von der Straße kommt.“ Denn der Ton dort wird rauer. Oft bleibt es nicht bei verbaler Gewalt, Sarah Feldhaus erzählt von Tritten und auch ihr Mann berichtet von körperlichen Übergriffen.

Am Anfang ihrer Beziehung war Thomas mit einem Feuerwehrkollegen im Einsatz bei einem Verkehrsunfall, als seine Frau Sarah ihrerseits die polizeilichen Aufgaben wahrnahm. Der Kollege schwärmte von der hübschen Polizistin, ohne zu wissen, dass es eine persönliche Verbindung zwischen Thomas und ihr gab. Da konnte Thomas Feldhaus sich den Spaß nicht verkneifen und küsste die Beamtin im Vorübergehen.

So herzlich sie miteinander umgehen, so einig sind sie sich, wenn es darum geht, die fehlende Wertschätzung ihrer Arbeit, ja ihres ganzen Berufsstandes zu beanstanden. Dabei, so betonen beide, arbeiten Polizei und Feuerwehr gut zusammen. Das Gefühl fehlender Rückendeckung käme schon mal auf, wenn die Justiz Verfahren ohne ersichtlichen Grund einstelle. Hier wünschen sich beide mehr Transparenz, um Urteile nachvollziehen zu können. „Die Täter lachen doch über uns“, stellt Thomas Feldhaus fest. „Wir müssen uns oft rechtfertigen und werden in der Öffentlichkeit an den Pranger gestellt. Man darf dabei nicht vergessen, dass wir keine Übermenschen sind, sondern einen Querschnitt der Gesellschaft darstellen.“

Oft fehle es an Selbstverständlichkeiten wie genügend Funkgeräten oder Streifenwagen: „Wenn wir Praktikanten auf den Streifenwagen haben, können die Funkgeräte schon mal knapp werden.“ Sichtlich betroffen wirkt Sarah Feldhaus, als es um rechtsradikale Strömungen im Polizeidienst geht: „Das finde ich unbegreiflich und so kenne ich meine Polizei nicht.“ Trotz dieser widrigen Umstände ist das Paar nicht frustriert. Beide stellen allerdings fest, dass es mit Teilen der Bevölkerung deutlich besser laufen könnte. „Disziplin, Respekt, Zivilcourage sowie die Fähigkeit, auch mal zurückstecken zu können – das wäre doch mal was.“

## „Egoismus ist ein großes gesellschaftliches Problem“



Foto: Charlotte Beck

Dass er nur noch zwei Jahre bis zur Rente hat, sieht man Ernst Kröger nicht an. Es ist der Sport, mit dem er sich fit hält: schwimmen, rad- und skifahren, wandern, Tennis im Verein. Zum Glück wird er nach dem Abschied seinem Beruf verbunden bleiben, denn er lehrt auch als Gastdozent am Institut der Feuerwehr.

Und dann erzählt er aus seinem Berufsleben. 27 Jahre Rettungswagen, davon 10 Jahre im Notarzttauto – da kommen allerhand Geschichten zusammen. Etwa der Wohnungsbrand, bei dem sich die Feuerwehr Zutritt mit der Drehleiter verschafft. Bei diesem dramatischen Einsatz kann Ernst Kröger ein Kind aus den Flammen retten. Er berichtet von dem Unfall, bei dem ein Mittelklassewagen zwischen Bus und Lkw völlig zerquetscht wird und der Fahrer nach zwei Stunden mit hydraulischem Einsatz unverletzt das Fahrzeug verlässt. Oder vom Einsatz, bei dem ein weit über 80-jähriger Mann intubiert und mit der Trage durchs Treppenhaus befördert wird.

Wenn Anwohner bei solchen Einsätzen mit Kommentaren wie „Dauert es noch lange?“ um die Ecke kommen, kann sogar ein routinierter Feuerwehrmann wie Ernst Kröger, der Ruhe und Besonnenheit ausstrahlt, seine Geduld verlieren. „Egoismus“, stellt er fest, „ist ein großes gesellschaftliches Problem.“ Mehr Rücksichtnahme, das würde er sich wünschen und mehr Respekt – auch für den Beruf des Feuerwehrmannes.

Ursprünglich wollte der gelernte Kfz-Mechaniker Fahrzeugtechnik studieren, hatte während seiner Bundeswehrzeit aber schon zur Feuerwehr Kontakt. Und dort gefiel es ihm so gut, dass er blieb. Trotzdem ist seine Liebe zu Autos nach wie vor groß – eine Leidenschaft, die ihn mit seinem Sohn verbindet und die dafür sorgt, dass es ihm auch nach seinem Abschied von der Feuerwehr sicher nicht langweilig werden wird.



## „Du legst deinen Beruf nicht einfach ab, wenn du nach Hause gehst“



Foto: Charlotte Beck

Dirk Blockwitz ist seit 25 Jahren Feuerwehrmann mit Leib und Seele. Nach seiner abgeschlossenen Berufsausbildung im Handwerk und dem Zivildienst entschloss er sich, dem bereits vom Vater ausgeübten Beruf nachzugehen. Die Vielseitigkeit und das „zur Stelle sein“, wenn Gefahr im Verzug ist, fesselten ihn. „Du legst deinen Beruf nicht einfach ab, wenn du nach Hause gehst“, erklärt er.

Sein wohl schönstes Erlebnis ereignete sich außerhalb der regulären Dienstzeit beim „Holzmachen“ mit einem Freund. Auf dessen Hof lag die Nachbarin fernab vom Krankenhaus in den Wehen. Keine Hebamme vor Ort – so sprang der Feuerwehrmann und Notfallsanitäter mal eben mit „geliehenen Gummihandschuhen der Hofoma“ als Hebamme ein. „Du kannst eben nicht aus deiner Haut“, meint er augenzwinkernd. Irgendwie ist er immer zur Stelle, wenn Not am Mann (oder an der Frau) ist.

Seine heranwachsenden Söhne sind bereits in der Jugendfeuerwehr aktiv. Dass einer der beiden am 11. September Geburtstag hat, ausgerechnet am Jahrestag der Anschläge auf das World Trade Center, bei denen so viele Feuerwehrleute ums Leben kamen, ist fast schon ein bisschen unheimlich. Achtung, Vertrauen und Respekt sind die Werte, die Dirk Blockwitz, von seinen Freunden „Blocky“ genannt, seinen Jungs vermittelt. Sorge bereitet ihm die zunehmende Verrohung der Gesellschaft. Dass Rettungskräfte und Ordnungshüter vermehrt angegriffen werden, ist für ihn unverständlich.

In seiner Freizeit fährt er gerne mit dem Fahrrad auf den Wochenmarkt und kocht mit seiner Frau mediterran. Was er sich wünscht: Wertschätzung für Menschen, die ihr Leben einsetzen, um anderen zu helfen.

## Ein Schwan mit gebrochenem Flügel



Foto: Charlotte Beck

Wenn ein aggressiver, alkoholisierter Mann mit dem Kopf eine Beule in den Rettungswagen schlägt, ist Michael Berger froh, dass er nicht selbst vor ihm steht. Obwohl es sich hierbei um einen Einzelfall handelt, stellt der Notfallsanitäter fest, dass tatsächlich Anerkennung, Wertschätzung und Respekt in der Gesellschaft, besonders gegenüber Uniformträgern, nachgelassen haben. Über die Gründe kann er nur spekulieren: Da mag die Erziehung Ursache sein oder die sozialen Medien, in denen häufig genug nur Ausschnitte der Realität dargestellt werden.

Michael Berger erzählt, wie er mit Hilfe der Polizei einen Schwan einfing, dessen Flügel gebrochen war. „Auch wenn da nichts weiter passiert ist, haben bestimmt 10 Passanten ihr Handy herausgeholt und gefilmt.“ Wenigstens in diesem Fall konnte es glücklicherweise nicht zu einem Missverständnis kommen.

Bei allem, was der 33-Jährige über seinen Beruf als Feuerwehrmann erzählt, merkt man, wie engagiert er seiner Tätigkeit nachgeht. So absolviert er zurzeit eine zusätzliche Ausbildung für das psychosoziale Unterstützungsteam. Natürlich ist da auch der Sport, mit dem er sich fit hält, im Dienst oder außerhalb mit dem Mountainbike. Längere Touren macht er mit seiner Lebensgefährtin im selbst umgebauten Bully, etwa nach Norwegen. Von den klaren Seen, aus denen man trinken kann, und der Natur im Allgemeinen schwärmt er besonders.

Diese Liebe zur Natur ist vielleicht nicht geweckt, aber doch gestärkt worden durch ein halbes Jahr in Australien. Da war er unterwegs nach seiner ersten Ausbildung zum Elektriker, im „work & travel“, hat in seinem Beruf gearbeitet, auf dem Feld und im Straßenbau. Zugleich dürfte die Zeit prägend gewesen sein für seine weltoffene Art und seine Toleranz, gerade auch gegenüber Geflüchteten. Dass Michael Berger nebenbei noch Zeit findet, in einer Band E-Gitarre zu spielen und zu singen, ist beachtlich. „Einen Namen“, verrät uns der Notfallsanitäter, „hat die Band allerdings noch nicht“.

## Mopeds, Autos, Waffen, Reisepässe und Tresore



Foto: Charlotte Beck

„Ich fahre jeden Tag mit Freude zur Arbeit“. Wenn man es sagen kann wie Andreas Kloß, den alle nur Andi nennen, hat man nicht so viel falsch gemacht. Der Feuerwehrmann hat durchaus Vergleichsmöglichkeiten, etwa als Bergmann unter Tage. Und wer weiß, vielleicht hätte er als einer der letzten im Schacht das Licht ausgemacht, wäre er nicht zum Wehrdienst eingezogen worden. Schließlich sind es 12 Jahre bei der Bundeswehr geworden, davon zwei bei der Militärpolizei in Kanada, und schließlich ging er zur Feuerwehr.

„Das war die beste Entscheidung meines Lebens. Wir sind wie eine Familie“, lobt er und kommt auf „die beste Ausbildung bei der Feuerwehr“ zu sprechen: die zum Feuerwehrtaucher. Er berichtet von Mopeds, Autos, Waffen, Reisepässen und Tresoren, die er aus dem Wasser gezogen hat, aber auch von zwei Frauen, die mit ihrem Ruderboot unter einen Schubverband geraten sind. Die beiden Sportlerinnen konnten nur tot geborgen werden. Manchmal wird die Taucherstafel auch für einen Tatort gebucht, dann kann man mal mit Professor Börne und Kommissar Thiel fachsimpeln.

Wie alle Feuerwehrleute hat Andi Kloß zusätzlich eine Ausbildung im Rettungsdienst. Wenn er von seiner Tätigkeit als Geburtshelfer spricht, klingt das auch eher nach Rettungstaucher, wie das „Kind gesichert“ werden müsse, wenn es „rausgeflutscht“ kommt. Das macht ihn sympathisch, diese Mischung aus Technik und Emotion. Und wenn er über das spricht, was ihm wichtig ist – auch in Bezug auf seine Kinder – „Loyalität, Ehrlichkeit, Fleiß“, wirkt das nicht aufgesetzt.

Seine Vorliebe für Sport sieht man ihm an. Es scheint kaum eine Sportart zu geben, die er nicht ausübt, Snowboard in den Alpen, Eishockey in Kanada, kitesurfen, Motorrad fahren, Fußball. Letzteres spielt er nicht mehr aktiv, sondern trainiert eine Jugendmannschaft. Ein pralles, buntes Leben mit klaren Überzeugungen und deutlichen Polen.

## „Wir sind doch die Guten, die kommen, wenn andere gehen“



Foto: Charlotte Beck

Guido Blömker kennt sich aus mit den Sorgen seiner Kollegen, denn er ist nicht nur Wachabteilungsleiter und Zugführer, sondern auch „Koordinator der psychosozialen Unterstützungsteams“. Feuerwehrleute sind viel gewohnt und auf einiges vorbereitet, aber die Zeiten werden rauer. Respektlosigkeiten, die häufig in verbale oder körperliche Gewalt umschlagen, häufen sich. Alkoholisierte Personen sind der Klassiker. Daher wird der psychosoziale Dienst als Anlaufstelle immer öfter genutzt.

So berichtet Guido Blömker von mehreren Kollegen, die für die Polizei eine Tür aufhebeln mussten und sich anschließend einer Pistolenmündung gegenübersehen. Zum Glück hatte die Schusswaffe eine Ladehemmung. So etwas hinterlässt Spuren, es „macht was mit dir“. Das steckt man nicht einfach weg. Der Graben zwischen Bürger und Staat wird größer, Feuerwehr und Sanitäter werden als verlängerter Arm der Politik wahrgenommen. „Dabei sind wir doch die Guten, die kommen, wenn andere gehen“, sagt Blömker.

Seine Erfahrung und Geistesgegenwart stellt er auch während unseres Gesprächs unter Beweis. Selbst als eine Brandmeldeanlage ihn zwischenzeitlich zum Einsatz ruft, geht es im Anschluss gelassen weiter. Was ihm wichtig ist? „Respekt, Zusammenhalt und Rücksicht auf Schwächere.“ Aber da ist noch mehr: die Sorge um seine Kollegen, die Kameradschaft im Team und die Hoffnung, dass Motivation und Spaß erhalten bleiben.

Dass Guido Blömker einst ein Physikstudium aufgenommen hat, mag man kaum glauben, doch die Anlage von Logik und Ruhe in der Beweisführung gibt ihm vielleicht auch das Fundament für einen Beruf, den er seit dem Zivildienst schätzen gelernt hat. Dabei führte der Weg des Hobby-Triathleten über Hannover, Emsdetten und Ibbenbüren schließlich nach Münster. „Es hat etwas gedauert“, sagt er mit einem Schmunzeln. Aber ist das Leben nicht voller Umwege?





Foto: Charlotte Beck

Dass sie während ihrer Ausbildung „eine Woche lang mit zehn Leuten in England im Moor unterwegs war“, gehört zu den schönsten Erinnerungen von Kapitänleutnant Soraya Teske, weil das ein außergewöhnliches, kameradschaftliches Erlebnis war. Einen Hang zu Ordnung und Struktur hatte die junge Soldatin schon immer. Anfangs wollte sie Juristin werden. Aber in der Nähe von Erndtebrück, wo sie aufgewachsen ist, an der Lahn, liegt auch die Hachenberg-Kaserne. Irgendwie hatte dort alles Bezug zur Bundeswehr. So entschied sich Soraya Teske im Alter von 16 Jahren zu einem Schülerpraktikum dort. Und dann ging es schnell: ein Jahr Offiziersausbildung bei der Marine in Flensburg, vier Jahre an der Bundeswehruniversität in München, dann Stabszugführer bei den Marinefliegern in Nordholz, schließlich Jugendoffizier.

Heute referiert sie an Schulen über die Arbeit der Bundeswehr und über Sicherheitspolitik, ohne dabei Karrierewerbung zu betreiben. Dabei ist es ihr wichtig, den Charakter der Bundeswehr als Parlamentsarmee deutlich zu machen: „Vor jedem Einsatz gibt es eine Debatte und die Entscheidung liegt allein beim Bundestag.“ Manchmal gebe es unter den Lehrer\*innen kontroverse Diskussionen über Sinn und Unsinn der Bundeswehr. Damit kann die Soldatin umgehen, sofern es sich auf eigene Erfahrungen stützt. „Mir fehlt die Offenheit gegenüber meinem Beruf. Ich wünsche mir, dass die Menschen sich damit auseinandersetzen, mich ärgern Pauschalisierungen“, fügt sie hinzu.

Gleichheit, Gerechtigkeit und ein menschlicher Umgang miteinander sind ihr wichtig. Soraya Teske möchte dafür sorgen, dass wir in Frieden und Sicherheit leben. Dass sie gelegentlich abschätzig betrachtet wird, wenn sie – wegen eines dienstlichen Termins bereits in Uniform – ihren kleinen Sohn zur Kita bringt, kann sie nicht nachvollziehen. Auch nicht, dass sie beim Einkaufen an der Kasse in Uniform nicht begrüßt wird, in zivil aber schon. Sie wünscht sich, wegen des Tragens einer Uniform nicht pauschal verurteilt zu werden. Der Mensch hinter der Uniform sollte ihrer Ansicht nach nie aus dem Blick geraten.

Ihr Ehemann, ebenfalls Soldat, war schon in Afghanistan und hat sich von dort regelmäßig mit Kurznachrichten gemeldet. Wegen der unsicheren Lage war das nicht selbstverständlich, hat aber trotzdem sehr zu ihrer Beruhigung beigetragen. Wenn die kleine Familie zu Hause ist, wird gerne gekocht, etwa „Linsensuppe mit Spätzle“, verrät die gebürtige Schwäbin. Eine weitere Leidenschaft von ihr ist das Reisen. Wir wünschen ihr viel gemeinsame Zeit mit der Familie und – nicht ganz uneigennützig – Frieden für uns alle.

## Ein Kundenbetreuer mit marokkanischen Wurzeln



Foto: Charlotte Beck

„Bei der Anzahl und Intensität der Übergriffe, die ich erlebt habe, wären viele andere Kundenbetreuer im Nahverkehr schon nicht mehr im Dienst“, sagt der gebürtige Dortmunder Maher Belmkaddem. Kundenbetreuer im Nahverkehr, so heißt heute der Schaffner. Auch wenn der Bahnmitarbeiter mit den marokkanischen Wurzeln inzwischen in der Personaleinsatzplanung tätig ist, hat er doch siebeneinhalb Jahre Erfahrung im Zug.

Da gibt es angenehme Erinnerungen wie an die Begrüßung regelmäßiger Fahrgäste auf einer Strecke, die er häufig befuhr, oder an die Dame, die sich bei ihm bedankte, obwohl sie Strafe zahlen musste, weil sie keinen gültigen Fahrausweis besaß. Aber Maher Belmkaddem sagt auch: „Das ist alles schlimmer geworden. Schon 14- oder 15-Jährige machen sich einen Spaß daraus, mit den Kundenbetreuern Katz und Maus zu spielen. Selbst wenn sie einen Fahrschein haben, gaukeln sie vor, keinen zu besitzen, und rennen durch den Zug. Da fehlt es an Respekt.“

Schlimmer sind tätliche Auseinandersetzungen, die oft mit Beleidigungen beginnen. Meistens handelt es sich um Fahrgäste, die alkoholisiert sind oder unter Drogeneinfluss stehen. „Ich kann mich erinnern, dass ich schon angespuckt wurde. Selbst Flaschen flogen“, sagt Maher Belmkaddem, der die Zusammenarbeit mit der Bundespolizei lobt. Einige Erinnerungen stehen ihm besonders vor Augen, etwa an den Mann, der sich vor einer Gruppe mitreisender Vorschulkinder entblößte, oder an eine ganze Horde von Schwarzfahrern, die ihm aggressiv und alkoholisiert entgegentraten. „Ich habe schon viele Verletzungen erlitten, selbst gebissen hat man mich.“

In seiner Freizeit spielt der Familienvater am liebsten Fußball, gerne auch mit seinen beiden Kindern. „Na ja, zumindest mit dem Großen“, fügt er hinzu, „der Kleine kann ja noch nicht laufen“. Aber Maher Belmkaddem hat eine große Familie, vier Geschwister, die jeweils auch zwei Kinder haben. Da ist die eigene „Belmkaddem-Elf“ nicht mehr weit. Gerne ist er auch mit dem Rad unterwegs oder reist nach Marokko, am liebsten nach Marrakesch. Die vielen Sprachen und arabischen Dialekte, die er beherrscht, haben ihm im Zug natürlich auch geholfen. Jetzt sind sie für ihn und seine Familie ein großer Vorteil im Urlaub.